



DIE UNBEIRRBARE



Weil sie einen Afgha-
nen vor der Abschie-
bung bewahren wollte,
muss sich die Schwedin
ELIN ERSSON vor
Gericht verantworten.
War ihre Aktion eine
gute Idee?

Am frühen Abend des 23. Juli 2018 erscheint ein Video auf Facebook. Zu sehen ist das gerötete Gesicht einer jungen Schwedin mit blonden Haaren und schwarz-grüner Brille. Elin Ersson, 21, läuft durch den Gang einer Turkish-Airlines-Maschine, die von Göteborg nach Istanbul fliegen soll. Auf Englisch spricht sie in die Videokamera ihres Handys, mit dem sie die Szene auf Facebook live und öffentlich streamt.

»In diesem Flieger sitzt jemand, der nach Afghanistan abgeschoben werden soll, wo Krieg herrscht und er wahrscheinlich getötet werden wird«, sagt sie. »Ich tue, was ich kann, um sein Leben zu retten.« Tausende Internetnutzer sehen ihr dabei zu, wie sie sich weigert, Platz zu nehmen, solange der Flüchtling an Bord ist. Sie sehen die irritierten Gesichter der Passagiere und Erssons verweinte Augen, einmal verwechselt das Bild, weil jemand versucht, ihr das Handy wegzunehmen. Schließlich erlaubt der Pilot, dass der Afghane und sie von Bord gehen. Die Passagiere um sie herum klatschen. Ein Flüchtlingsdrama in Echtzeit. Und, wie sich später herausstellen wird, ein Missverständnis.

Das Video ist 14:06 Minuten lang, ein verwackeltes Hochformat von mittlerer Qualität. Trotzdem – oder gerade deshalb – geht es rasend schnell um die Welt. Internetnutzer verbreiten es in Deutschland, Amerika, Afghanistan, Ägypten, Russland und der Türkei. Sie nennen die Schwedin eine »Heldin« und eine »Hoffnung für die Menschheit«, ihre Nachrichten sind mit Herzen und klatschenden Emojis geschmückt. 50.000 Facebook-Nutzer schauen es am selben Abend. 5,4 Millionen haben es bis heute geklickt. Eine Londoner Produktionsfirma, die über die Rettung später den Kurzfilm *Grounded* gedreht hat, spricht von mehr als 13 Millionen Zuschauern weltweit.

In einer Zeit, in der Regierungen über ihre Einwanderungspolitik stürzen und Rechtspopulisten die Macht übernehmen, scheint der Clip vielen Liberalen Hoffnung zu geben. Seht her, lautet seine Botschaft, trotz all der Hetze gibt es noch Menschen, die für das Gute eintreten.

Heute gibt es noch eine andere Erzählung. Sie handelt nicht von Mut und Mitmenschlichkeit, sondern von der Frage, ob die spektakuläre Rettung eine Straftat war.

Am Montag, dem 4. Februar 2019, wird das Bezirksgericht Göteborg darüber verhandeln, ob Elin Ersson an jenem Julitag gegen das Luftfahrtgesetz verstoßen hat. Mehrere Anzeigen sind gegen sie eingegangen. Sie kamen nicht von Turkish Airlines oder dem Betreiber des Flughafens, wie man vermuten könnte. Sondern von Privatpersonen. Nach Angaben des Staatsanwalts waren es vor allem Menschen, die das Video gesehen oder davon gelesen hatten. Andere hatten an Bord des betroffenen Flugzeugs gegessen. »Ihre Aktion hat unter einigen Passagieren für Verwirrung, Irritation und Angst gesorgt«, sagt Staatsanwalt James von Reis. Wird Ersson für schuldig befunden, muss sie eine Geldstrafe zahlen oder für bis zu sechs Monate ins Gefängnis gehen.

Wer ist diese Frau, die für die einen eine Heldin und für die anderen eine Kriminelle ist? Was wurde aus dem Flüchtling, den sie damals retten wollte?

Das *ZEITmagazin* und die Deutsche Welle, die bei dieser Recherche zusammenarbeiten, haben mit beiden gesprochen und mit vielen, die sie kennen. Wo möglich, wurden die Informationen durch Anwaltsbriefe, Gerichtsunterlagen und Nachfragen bei den schwedischen und afghanischen Behörden überprüft. Es ist ein Fall, der viel aussagt über die Widersprüche der Flüchtlingspolitik. Und über die Macht und Ohnmacht des Einzelnen.

Im Sommer 2015 erlebte auch Schweden eine Willkommenskultur. Nachdem die EUPHORIE abgekühlt war, wollte Elin Ersson für Menschlichkeit sorgen

ELIN ERSSON – In den ersten Monaten nach ihrer Aktion im Flugzeug ist es nicht schwer, sich mit Ersson in einem Café in Göteborg zu verabreden. Sie studiert Sozialarbeit, abends passt es ihr am besten. Sitzt man der 21-Jährigen gegenüber, fällt auf, wie weich ihre Gesichtszüge noch sind. Die blonden Haare hat sie zu einem struppigen Zopf gebunden, in dem hellgrüne Strähnen schimmern. An ihrem rechten Handgelenk trägt sie ein Armband, das an die Buchstaben-Ketten von Babys erinnert. Auf ihrem linken Unterarm prangt ein Tattoo in Wikinger-Runen: »Einfach schwimmen«, ein Zitat aus *Findet Nemo*. Die Geschichte des kleinen Clownfischs, der von bösen Menschen gefangen wird und von seinem ängstlichen Vater gerettet werden muss, ist Erssons Lieblingsfilm.

Politik, sagt sie, habe in ihrem Leben schon immer eine Rolle gespielt. Ihr Vater und der Großvater waren Sozialdemokraten und stolz darauf, in Schweden zu leben; einem Land, in dem sich die Menschen umeinander kümmern. Schon als Schülerin, erzählt Ersson, sei sie immer wütend geworden, wenn jemand wegen seiner Hautfarbe, Religion oder sexuellen Orientierung gehänselt wurde.

Sie war 18, als im Sommer 2015 Tausende minderjährige Flüchtlinge in Schweden ankamen und das Land eine Willkommenskultur erlebte, die der deutschen ganz ähnlich war. Die Flüchtlinge wurden mit Kleidern und Blumen beschenkt, die Lehrer an Erssons Schule überlegten, einige von ihnen in der Turnhalle unterzubringen. Doch so wie in Deutschland kühlte die Euphorie schnell ab. 163.000 Flüchtlinge kamen bis zum Ende des Jahres. 163.000 in einem Land mit zehn Millionen Einwohnern. Gemessen an seiner Größe, nahm Schweden mehr Menschen auf als jedes andere europäische Land.

Die stellvertretende Premierministerin, eine Grüne, weinte, als sie im November 2015 mit dem Regierungschef eine drastische Verschärfung der Asylgesetze verkündete: Minderjährige Flüchtlinge durften ihre Familien nicht mehr nachholen wie bisher. Permanente Aufenthaltsgenehmigungen wurden gestrichen. An der Öresundbrücke wurden Grenzkontrollen eingeführt. Seitdem, findet Ersson, ist Schweden ein anderes Land: eines, das sich nicht kümmern, sondern abschotten will.

Lange sah sie Flüchtlinge vor allem in den Nachrichten. 2017, sie war damals 20, zog sie nach Göteborg und sprach zum ersten Mal mit jungen Afghanen. Die Flüchtlinge demonstrierten mit einem elftägigen Sitzstreik gegen Abschiebungen in ihr Heimatland, Ersson setzte sich mehrere Tage dazu. »Ich brauchte etwas, das größer war als ich«, sagt sie während des Interviews in Göteborg. Nach dem Sitzstreik zogen sie jeden Freitag durch die Stadt, um der schwedischen Migrationsbehörde Berichte zum nicht enden wollenden Krieg in Afghanistan zu überreichen. Ersson und ihre Freunde waren überzeugt: Menschen dorthin zu schicken bedeutete, sie in den Tod zu schicken. An der Abschiebepolitik änderten ihre Demonstrationen nichts.

Die Schicksale der Flüchtlinge – viele von ihnen nur etwas jünger als sie – zeigten ihr, was andere Angehörige ihrer Generation erleben mussten. Anders als sie empfanden sie die Zukunft als Bedrohung. Grund war das schwedische Asylrecht: Wer unter 18 ist, darf zur Schule gehen, Schwedisch lernen, bei einer Gastfamilie leben, manchmal sogar arbeiten. Wer über 18 ist, verliert diese Rechte. Ersson erzählt von afghanischen Schülern, die aus Sorge um ihr Asyl depressiv wurden und nicht mehr zur Schule gingen; von Teenagern, die an ihrem 18. Geburtstag bei ihren schwedischen Gasteltern ausziehen mussten; von jungen Erwachsenen, die sich umgebracht haben, nachdem der Abschiebebescheid kam.

In einer Zeit der Härte wollte Ersson für Menschlichkeit sorgen. Sonntags traf sie sich mit anderen Freiwilligen und jungen Flüchtlingen bei einem Unterstützerverein. In langen Sitzungen besprachen sie, wer eine Unterkunft brauchte und wer einen Anwalt, wer Schwedisch lernen wollte und wer an Englisch oder Mathe interessiert war. Eine Arbeit, die auch ihr viel gab. »Als ich angefangen habe, mit Flüchtlingen zu arbeiten, war ich einfach nur freundlich«, erzählt sie. »Sie aber haben mich behandelt, als sei ich der beste Mensch auf der Welt.«

Während Abschiebungen für viele Schweden immer akzeptabler wurden, wurden sie für Elin Ersson immer schlimmer.

An ihre erste Blockade erinnert sie sich genau. An einem kalten, sonnigen Dienstag im Oktober 2017 fuhr sie südlich aus Göteborg hinaus, zum Abschiebegefängnis von Källered: einem flachen Bau, von der Migrationsbehörde laut Ersson »die Lagerhalle« genannt. Hundert Menschen protestierten gegen die Abschiebung von 15 jungen Afghanen, deren Alter unklar war: Einige von ihnen sagten, sie seien noch minderjährig. Andere, dass sie es zum Zeitpunkt ihres Asylantrags waren.

Dutzende Demonstranten saßen vor einem Bus, der die Flüchtlinge zum Flughafen von Göteborg bringen sollte. Als er losfahren sollte, wurden sie von den Polizisten auseinandergetrieben. In Zeitlupe nahm Ersson wahr, wie sich ihre Freunde auf den Boden legten. »Mein Kopf war auf einmal ganz leer«, erzählt sie später und dass sie es ihnen wie auf Autopilot nachgemacht habe. Weinend habe sie auf der Straße gelegen, bis ein Polizist sie hochgewuchtet habe. Der Bus setzte sich in Bewegung, doch es saßen nun weniger Menschen darin als vorher: Einige Flüchtlinge durften in Schweden bleiben, ihre Fälle sollten noch einmal überprüft werden.

»Es war eine interessante Erfahrung«, sagt Ersson in dem Café in Göteborg. »Die Polizisten wollten diese Leute abschieben, aber wir konnten das verhindern.« In ihrer Erinnerung wurden die meisten Flüchtlinge an jenem Tag gerettet. Laut der Zeitung *Göteborgs-Posten* wurde die Abschiebung jedoch nur in fünf Fällen ausgesetzt – zehn Afghanen wurden noch in jener Nacht nach Kabul geflogen.

ISMAIL K. – Zwei Stunden von Göteborg entfernt liegt ein kleiner Ort, der von Bauernhöfen umringt ist. Er heißt Götene. Hier lebt, im ersten Stock einer Sozialbausiedlung, die Familie von Ismail K.

Bei einem Besuch des *ZEITmagazins* erzählen seine Mutter und zwei seiner Schwestern, wie schwierig ihr Weg gewesen sei. Nachdem Taliban Ende der Neunzigerjahre den Vater getötet hätten, seien sie aus Afghanistan in den Iran geflohen. Sie gehören zu der Minderheit der Hasara und sprechen Dari, eine Sprache, die mit dem Persischen verwandt ist. Nach 15 Jahren im Exil zog ein Teil der achtköpfigen Familie nach Schweden. Der älteste Sohn aber, Ismail K., war schon volljährig und durfte nicht legal einreisen. Im Sommer 2014 kam er allein als illegaler Flüchtling nach, 22 Jahre war er alt. Das Schwarz-Weiß-Foto auf seinem Asylantrag zeigt einen Jungen mit schmalem Gesicht und müden Augen.

Ismail K. träumte davon, Schwedisch zu lernen und eine Ausbildung zu machen. Doch seine Tage vergingen mit dem Warten auf Behördenbriefe, die nichts als Musterantworten enthielten. Seine Schwestern durften Schwedisch lernen, in die Schule gehen und jobben. Er durfte nichts davon und lag mit Depressionen im Bett. Weil er kein Schwedisch sprach, hatte er keine Freunde. Und weil er keine Freunde hatte, ging er kaum raus. »Wir waren seine besten Freunde«, sagt

seine 21-jährige Schwester Basireh, das Gesicht unter ihrem Kopftuch sorgfältig geschminkt.

Im November 2016 wurde Ismail K.s Asylantrag abgelehnt, im Februar 2017 seine Klage dagegen. Er versuchte es in Hamburg, konnte dort aber nicht bleiben: Wer in Schweden abgelehnt wurde, darf in Deutschland keinen Asylantrag stellen. Monatlang ließ er nichts von sich hören. Erst Ende des Jahres rief er wieder bei seiner Familie an – die Polizei hatte ihn kurz hinter der schwedischen Grenze festgenommen und in das Abschiebegefängnis von Malmö gebracht.

Nach fünf Monaten in Malmö versuchte Ismail K. mit anderen Flüchtlingen, die Abschiebung eines Mitgefangenen zu verhindern. Weil es zu einem Streit mit den Wärtern kam, griff die Polizei ein. Zur Strafe wurde er in ein anderes Abschiebegefängnis verlegt – in die »Lagerhalle« von Källered bei Göteborg. Dort teilte er sich mit zwei weiteren Afghanen eine Zelle von sechs Quadratmetern.

»Es ging ihm psychisch sehr schlecht«, berichtet einer der Zellennachbarn, der 21-jährige Mohammad Mahdi, in einer Facebook-Nachricht, »Ismail hatte Selbstmordgedanken.« Die beiden traten in einen Hungerstreik, um gegen ihre Inhaftierung zu protestieren. Ein Foto aus dieser Zeit zeigt Ismail K. mit eingefallenen Wangen und blasser Haut, das schwarze Hemd wirft Falten auf seinem schwächtigen Körper.

Während seiner Abschiebehaft hoffte Ismail K. noch, dass seine Ausreise abgewendet werden könnte. Ein neuer Anwalt hatte beantragt, seinen Fall noch einmal zu überprüfen. Dann kam es zu einem Zwischenfall. In einem Telefoninterview mit der Deutschen Welle schildert ihn Ismail K. so: Eines Tages habe er ein Plastikbesteck-Messer in die Turnhalle mitgenommen, um einen Apfel zu schneiden. Ein Wachmann habe ihn angeherrscht und geschubst. Ismail K. habe sich bei dessen Chef beschwert, dieser habe sich entschuldigt. »Aber später haben sie in meiner Abschiebeakte geschrieben, dass ich mit einem Messer versucht hätte, mich selbst oder jemand anderen zu verletzen«, berichtet er. »Das war eine Lüge und ein Vorwand, um mich abzuschieben.«

Am 23. Juli, einem Montag, holen ihn die Wärter gegen acht Uhr morgens aus seiner Zelle. In seiner Erinnerung warten draußen drei Polizisten auf ihn; einer von ihnen, ein Mann iranischer Herkunft, übersetzt für die anderen. »Morgen wirst du freigelassen«, sagt er. Ismail K., der bis zuletzt auf eine Wendung hofft, glaubt es ihm. Erst später, als sie schon im Polizeiwagen sitzen, eröffnet der Mann ihm die Wahrheit: Ismail soll nach Afghanistan geflogen werden. So erzählt er es. Das *ZEITmagazin* hat die schwedische Migrationsbehörde um ein Gespräch dazu gebeten, doch diese will sich zu Einzelfällen nicht äußern.

ELIN ERSSON – An jenem Montag verlässt Ersson gegen zwei Uhr am Nachmittag das Heim für psychisch Kranke, in dem sie in den Semesterferien jobbt. Sie trägt ein graues T-Shirt und einen beigefarbenen Stoffmantel, die Sonne lugt hinter ein paar Wolken hervor. Wie jeden Tag telefoniert sie mit einer befreundeten Aktivistin, die gerade von einer drohenden Abschiebung gehört hat. Einige Flüchtlinge in Källered haben etwas mitbekommen und einem Aktivisten davon erzählt, durch einen Facebook-Gruppenchat ist die Information bei ihr gelandet.

Ein Junge namens Ismail sei heute Morgen in Källered abgeholt worden, ruft die Freundin, er sei schon auf dem Weg zum Flughafen. In vier Stunden werde er in der Maschine nach Istanbul sitzen, dann gehe es weiter, Endstation Kabul.

So tritt Ismail in Elins Leben. Als Notfall.

Normalerweise bereiten Ersson und ihre Freunde ihre Blockaden vor, heute bleibt dafür keine Zeit. Im Gruppenchat kursiert das Gerücht, dass ein zweiter Mann abgeholt worden sei, doch die Informationen sind vage. Gemeinsam mit Basireh K., die der Gruppe an dem Vormittag hinzugefügt wurde, suchen sie nach einer Lösung für Ismail. Eine Aktivistin aus Malmö, die eine Woche zuvor einen Abschiebeflug von Kopenhagen gestoppt hat, wird zur Beratung hinzugezogen. Sie entscheiden sich, schnell Geld zu sammeln, um ein Ticket für den Flug zu kaufen. Anfangs will Basireh an Bord gehen, um ihren Bruder noch einmal zu sehen. Dann wird klar, dass sie damit ihre Aufenthaltsgenehmigung gefährden könnte.

Irgendjemand schlägt vor, dass Ersson an Bord gehen könnte; sie hat ihren Pass dabei und kann rechtzeitig dort sein. Sie zögert, denkt, dass sie lieber jemanden an ihrer Seite hätte. Dann sagt sie sich, dass es hier um das Leben eines jungen Mannes gehe. Während sie mit einer Bekannten über die Autobahn rast, gibt sie einer anderen Aktivistin telefonisch ihre Passnummer durch, damit sie das Ticket kaufen kann. Der einzige Platz, der noch frei ist, befindet sich in der ersten Klasse.

In der Eingangshalle des Flughafens fallen ihr Ismail K.s Schwestern in die Arme. Sie erzählen von ihrem Leben auf der Flucht, von Ismail und dem Gefühl, dass ihnen niemand helfe. Die Mutter weint. Ihr Sohn sei doch kein Krimineller, wird sie später immer wieder wiederholen, warum werde er wie einer behandelt? Er habe doch niemanden in Afghanistan, seine gesamte Familie sei in Schweden!

»Ich habe versprochen, ihnen zu helfen«, erzählt Elin Ersson.

»Elin hat mich umarmt, als würde sie mich schon ewig kennen«, erinnert sich Basireh K.

Andere Flüchtlinge und Aktivisten eilen zum Flughafen, sie verteilen Flyer mit seinem Foto. »Dieser Mann soll abgeschoben werden«, sagen sie den Reisenden. »Falls Sie ihn an Bord Ihres Flugzeugs sehen, bleiben Sie stehen. Solange nicht alle sitzen, darf der Pilot nicht starten!«

Ersson besteigt die Rolltreppe, die sie zum Sicherheitsschalter bringt, zeigt ihren Pass vor, dann ihr Ticket für den Flug TK 1800 nach Istanbul. Sie läuft den Gang zu ihrem Abflugsteig herunter und stößt die Tür zur Frauentoilette auf. Später wird sie sich daran erinnern, wie sie noch einmal in den Spiegel gesehen hat. »Ich wollte mich übergeben, aber ich konnte nicht«, erzählt sie. »Ich musste doch dieser Familie helfen.«

ISMAIL K. – K. weiß weder, dass seine Familie am Flughafen von Göteborg auf ihn wartet, noch, dass eine Studentin namens Elin Ersson ihn retten will. Obwohl Flüchtlingen das Recht zusteht, vor ihrer Abschiebung mit ihrer Familie oder ihrem Anwalt zu sprechen, warten seine Familienangehörigen vergeblich auf seinen Anruf. »Als ich abgeholt wurde, habe ich die Wärter und Polizisten gebeten, mir einen telefonischen Kontakt mit meiner Mutter zu ermöglichen«, berichtet er der Deutschen Welle. »Diese Möglichkeit hat man mir nicht gegeben.«

In Handschellen hat ihn die Polizei stundenlang durch Schweden gefahren. Das Ziel der Reise wurde ihm erst beim Aussteigen bewusst. Die schwedischen Behörden haben ihn nicht zum Flughafen Landvetter bei Göteborg gebracht. Sondern zu einem Gefängnis in Stockholm. Ortswechsel wie dieser, sagen Aktivisten, dienen dazu, Proteste zu umgehen und Abschiebungen geräuschlos durchzuführen. Ismail K.

Ismail K. kam 2014 illegal nach Schweden, mit 22 Jahren. Seine FAMILIE war bereits im Land. Trotzdem musste er es vier Jahre später verlassen

wird in eine Zelle mit einer einzelnen Pritsche gesperrt. »Die Lampe war immer an«, sagt er später, »zwischen Tag und Nacht konnte man nicht unterscheiden.«

ELIN ERSSON – Ersson betritt das Flugzeug mit Ismail K.s ausgedrucktem Foto in der einen und ihrem Handy in der anderen Hand. Ihre Augen scannen die letzte Reihe, wo die Abzuschiebenden normalerweise platziert sind. Niemand, der so aussieht wie der Mann auf ihrem Foto. Ismail K. ist nicht an Bord.

Die Stewardess bestätigt es ihr. Aber ganz hinten sitzt ein 52-jähriger Afghane, der abgeschoben werde. Ersson, überrumpelt, muss eine Entscheidung treffen. Später beschreibt sie den Moment so: Sie habe über den Mann zwar keine Informationen gehabt. Aber sie habe gewusst, dass auch er nach Afghanistan abgeschoben werden sollte.

»Da habe ich mich entschieden, mich für ihn einzusetzen«, sagt sie. Den anderen Passagieren erklärt Ersson, dass sie nicht Platz nehmen werde, solange der 52-jährige Afghane an Bord sei. Als ein Sicherheitsmann an ihr zu zerren beginnt, schaltet sie die Videokamera ihres Handys ein. Sie stellt den Livestream von Facebook ein, damit Ismail K.s Familie sehen kann, dass er nicht in dieser Maschine sitzt. Ein Brite versucht, ihr das Telefon wegzunehmen. Ein Türke spricht ihr Mut zu. Die Passagiere beginnen zu diskutieren, einige erheben sich.

»Es sind doch die Regeln in Ihrem Land«, sagt einer auf Englisch.

»Ich weiß, aber ich versuche, diese Regeln zu ändern«, antwortet Ersson.

»Aber Sie ziehen all diese Passagiere mit hinein.«

»Vielleicht. Aber Sie werden nicht sterben. Er wird sterben.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil es um Afghanistan geht.«

Sie blinzelt, rückt ihre Brille zurecht, ihre Augen tränen. Um sie herum hört sie Rufe, Tuscheln und die Signale für das Kabinenpersonal. Endlich sagt ihr der Flugbegleiter, dass der Afghane von Bord gehen dürfe. Ihr Mund verzieht sich, sie wischt über ihre nassen, zuckenden Lider. Einige Passagiere applaudieren wie nach einem aufwühlenden Theaterstück, sie nickt unmerklich. Der Flüchtling wird durch den hinteren Ausstieg nach draußen gebracht, sie durch den vorderen. Als man den Himmel sehen kann, endet das Video.

Sie steigt die Flugzeugtreppe nach unten, ein Mann vom Sicherheitsdienst bringt sie zurück zum Flughafengebäude. Später beschreibt sie, wie er sie anherrscht. »Wie kann eine Frau nur so jemanden verteidigen!«, ruft er. »Das ist ein ganz schlimmer Mensch!«

ISMAIL K. – K. wird von Stockholm aus abgeschoben, zwei Tage nach Elin Erssons Aktion landet er in Kabul. Die Mitarbeiter der Internationalen Organisation für Migration, die ihn am Flughafen empfangen, schicken ihn in eine heruntergekommene Unterkunft, die sie für Rückkehrer reserviert haben: das Hotel Spinzar, ein grellgrüner Betonblock in der Altstadt von Kabul. Nach einigen Tagen erfährt er, dass sich in dem Hotel nur drei Wochen vorher ein anderer Flüchtling in einem Zimmer im vierten Stock erhängt hat. Jamal Naser Mahmodi war 23 Jahre alt und lebte in Hamburg. Er gehörte zu den 69 Afghanen, die an Horst Seehofers 69. Geburtstag abgeschoben wurden.

Ismail K. zieht panisch aus dem Hotel aus und bei einem afghanischen Freund aus Schweden ein, der vor ihm abgeschoben worden ist. Als ihn der Korrespondent der Deutschen Welle einige Wochen nach seiner

Ankunft um ein Treffen in Kabul bittet, zögert er lange. Ismail K. hat Angst, dass jemand von seinen Verwandten im Ausland erfahren und ihn entführen könnte, um seine Familie zu erpressen. Vor dem Treffen schickt er seinen Freund vor, um den Journalisten zu überprüfen. Eine halbe Stunde später kommt er nach. Ein großer, dünner Mann von 26 Jahren, dessen Blick nervös hin und her wandert. »Ich möchte nicht mit Ihnen gesehen werden«, sagt er dem Deutsche-Welle-Korrespondenten, von dem die folgenden Eindrücke stammen.

Das Marktviertel Karte Char liegt in der Nähe der Universität, die Kabuler kommen zum Essen und Einkaufen hierher. In seinem hellgelben Pullover und mit den modisch geschnittenen Haaren wirkt Ismail K. wie ein Tourist unter all den Männern in ihren bodenlangen Gewändern. Er habe seit drei Tagen nicht richtig gegessen und nicht richtig geschlafen, klagt er. Nachts wache er oft auf, weil er nicht weiterwisse. Er habe kein Geld und keinen Ort, wo er dauerhaft bleiben könne. Auch die Beruhigungsmittel aus Schweden helfen ihm nicht.

Bisher hat er sich nur einmal herausgewagt, um seine afghanischen Papiere abzuholen. Ansonsten verkriecht er sich in seinem Zimmer. Bei seiner Familie in Götene meldet er sich selten, und wenn er anruft, fasst er sich kurz.

Afghanistan habe er als sechsjähriger Junge mit seiner Familie verlassen, sagt Ismail K., außer dem Freund kenne er hier niemanden. Fragt man ihn, was er nun vorhabe, erzählt er von seinen Angehörigen in Schweden. Fragt man ihn, was sein Plan sei, um dorthin zurückzukehren, weiß er keine Antwort. »Vielleicht wird jemand das hier sehen und mir zu Hilfe kommen«, sagt er in dem Video, das die Deutsche Welle Ende August auf ihrer Website zeigt. »Ich bin verzweifelt und will nichts weiter, als in die Arme meiner Familie zurückzukehren.«

ELIN ERSSON – Das Video aus dem Flugzeug hat Ersson in eine weltweite Symbolfigur verwandelt, die zu internationalen Konferenzen eingeladen und von Tausenden Menschen angeschrieben wird. Sie ist jetzt das Mädchen, das ein Flugzeug aufhielt. Das Gesicht gegen Europas Flüchtlingspolitik. Während sie von den einen dafür verehrt wird, wird sie von anderen gehasst.

Flüchtlingsgegner und Internettrolle verhöhnen sie im Netz als »naiv« und »idiotisch«. Auf YouTube schreibt einer: »Sperrt sie über Nacht in einen Raum mit drei afghanischen Männern.« Manchmal bekommt sie auch Briefe nach Hause geschickt, die sie einschüchtern sollen. Ein Neonazi, der ihr besonders in Erinnerung geblieben ist, schrieb ihr aus Norwegen und bezeichnete sie als »Verräterin ihrer Art«.

Dann stellt sich heraus, dass der Afghane an Bord eine schwierige Vergangenheit hatte: Vor der versuchten Abschiebung saß er ein halbes Jahr wegen Körperverletzung im Gefängnis. Nach Recherchen von *ZEITmagazin* und Deutscher Welle handelt es sich um den afghanischen Flüchtling Bismallah S. Anders als angenommen ist er nicht 52 Jahre alt, sondern 59. Ein Sprecher des Flüchtlingsministeriums in Kabul hat seine Identität auf Anfrage bestätigt.

Elin Ersson, die Ismail K. retten wollte, hat stattdessen einem Kriminellen geholfen.

Laut Gerichtsunterlagen hat Bismallah S. seine Frau und zwei Töchter im Alter von 13 und 14 Jahren in ihrer gemeinsamen Wohnung in Schweden mit einem USB-Ladekabel ausgepeitscht. In Rage gebracht hatte ihn, dass seine Töchter den Fernseher nicht ab-, sondern nur

Elin Ersson scheint davon überzeugt, dass sie das Richtige getan hat – ob- wohl ihre Aktion am Ende eine unerwartete WENDUNG nahm

leiser gestellt hatten. Eigenen Schilderungen zufolge empfand er das Familienleben als »bedrohlich«. Seine Frau habe ständig vor den Kindern schlecht über ihn gesprochen, sagte er dem Gericht, sie und die Töchter würden ihn verleumdend, damit er aus Schweden ausgewiesen werde. Seine Abschiebung stand schon vor dem Prozess fest.

Dem afghanischen Flüchtlingsministerium zufolge wurde er rund einen Monat nach Elin Erssons Aktion doch noch aus Schweden abgeschoben. Am 30. August 2018 landete er in Kabul. Er stammt aus der Provinz Herat; ob er dorthin zurückgekehrt ist, weiß die Behörde nicht.

Spricht man Elin Ersson auf Bismillah S. an, betont sie, dass sie über den Mann nichts gewusst habe und seinen Fall auch nicht verfolgt habe. So, als habe er mit ihrer Rettungsaktion nichts zu tun. »Wahrscheinlich gab es einen triftigen Grund, warum er im Gefängnis war«, sagt sie. »Trotzdem verdient er es nicht, nach Afghanistan abgeschoben zu werden und zu sterben.« Dann kommt sie darauf zu sprechen, dass die Abschaffung der Todesstrafe eine der großen Errungenschaften des schwedischen Rechtsstaats sei. Und dass Abschiebungen nach Afghanistan in ihren Augen die Todesstrafe bedeuten.

Elin Ersson scheint nach wie vor davon überzeugt zu sein, dass sie an jenem Julitag etwas Gutes getan hat. Man könnte aber auch sagen, dass sie es vor allem gut gemeint hat.

ISMAIL K. – Nach einigen Monaten in Kabul verliert sich Ismail K.s Spur. Seine örtliche Handynummer funktioniert nicht mehr, seine Familie in Götene beantwortet Nachfragen mit Schweigen. Ist ihm etwas zugestoßen? Ist er wieder auf der Flucht nach Europa?

Die Einzige, die schließlich reagiert, ist seine Schwester Nazanin, die in der Türkei lebt. Ismail sei noch in Kabul, doch es gehe ihm psychisch sehr schlecht, berichtet sie in einer Facebook-Nachricht. »Unsere größte Sorge ist, dass er drogensüchtig wird.« Wäre es möglich, für diesen Artikel noch einmal mit ihm zu sprechen? »Ismail fühlt sich unsicher, weil seit dem Deutsche-Welle-Video alle sein Gesicht kennen«, richtet sie einige Tage später aus. »Wie Sie wissen, gibt es in unserem Land viele Entführungen; wenn man im Ausland Verwandte hat, denken die Entführer, dass man viel Geld hat.« Aus diesem Grund, schreibt sie, wolle er keine weiteren Interviews geben. Näheres

kann auch Nazanin nicht berichten. Wie es ihrem Bruder geht, erfährt sie selbst nur durch ihre Schwestern und die Mutter in Götene.

ELIN ERSSON – Bei einem letzten Telefonat Endes des Jahres wirkt Ersson zuversichtlich. Ein weiteres Treffen, sagt sie, sei kein Problem, im Dezember komme sie noch mal für eine Konferenz nach Berlin. Die Vorermittlungen der Staatsanwaltschaft bereiten ihr wenig Sorge. Einen Fall wie diesen habe es noch nie gegeben, erklärt sie, es sei völlig unklar, ob sie eine Straftat begangen habe. »Und selbst wenn sie finden, dass ich ein Gesetz gebrochen habe, werde ich wahrscheinlich nur eine Geldstrafe von ein paar Hundert Euro bekommen«, sagt sie.

Nachdem die Staatsanwaltschaft sie anklagt, zieht sie sich jedoch zurück. Laut ihrem Anwalt ist sie »enttäuscht« über diese Entscheidung, da sie gehofft hatte, »dass es nicht zu einem Prozess kommen würde und die Staatsanwaltschaft ihre Aktion als legal einstufen würde«. Elin Ersson selbst ist nicht mehr zu sprechen. Alle E-Mails, SMS und Anrufe gehen ins Leere. Den Auftritt bei der Konferenz in Berlin sagt sie kurzfristig ab. Am 4. Februar, wenn das Göteborger Gericht über ihren Fall verhandelt, muss Elin Ersson wieder in der Öffentlichkeit erscheinen.

31.1.2019 N° 6 [ZEITMAGAZIN]

Hinter der Geschichte: Unsere Autorin hat Elin Ersson im vergangenen September bei der von ZEIT ONLINE organisierten Z2X-Konferenz für junge Visionäre kennengelernt. Für diese Rekonstruktion hat sie sie in Göteborg wiedergetroffen und Ismail K.s Familie in Götene besucht. Die Deutsche Welle interviewte Ismail K. mehrmals nach seiner Abschiebung in Kabul. Zu seinem Schutz wurde sein Nachname abgekürzt. Eine übersetzte Version des Artikels in Paschtu und Dari wird in den kommenden Tagen auf der Website der Deutschen Welle veröffentlicht.

CLINT EASTWOOD

THE MULE

INSPIRIERT VON EINER WAHREN GESCHICHTE

NIEMAND KANN EWIG DAVONLAUFEN

JETZT IM KINO

INVESTITIVE

REDFERNS